

(Nachdruck verboten.)

29]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Die Welt war am Morgen noch immer weiß, viel weißer noch, als am gestrigen Abend. Und es schneite in einem fort. Von den Weiden waren nun auch die Schöpfe verschwunden, die alten Bäume waren ganz und gar ertrunken in dem Meer von Schnee. Und der Pfad auch. Ob hoch, ob nieder, ob Hügel, ob Mulde — alles eine glatte Schneebreite.

Müllerhannes stand unschlüssig am Fenster — nun es Tag geworden, draußen die Krähen flogen und in der Küche die Fränz sang, fühlte er nicht mehr so sehr das Verlangen nach seinem Alten, die Bequemlichkeit hielt ihn zurück. Sollte er in seine hohen Stiefel fahren, den Spaten zur Hand nehmen: sich mühselig allein erst einen Weg bahnen, was sonst die Knechte für ihn gethan, und dann nach all' der Plage sich noch neugierigen Blicken aussetzen?!

So blieb er.

Aber als allmählich die Stunden vorrückten, der Abend — er hatte den Bendel selber wieder angestoßen — drei Uhr nachmittag rief, als noch immer, noch immer die Flocken gleichmäßig sanken und niemand bei der Mühle vorbeikam, fiel ihm eine Angst an. Der Vater würde wieder nicht kommen — ihm graute vor der langen, einsamen Nacht.

Jetzt machte er sich rasch auf. So rasch war er sonst nie in die Stiefel gekommen, bei seiner Leibesfülle ward ihm's Rücken sauer. Die Thür wollte nicht auf, so schwer staute sich außen der Schnee gegen, aber mit aller Kraft schaffte er sich Bahn. Um's Haus herum ging's noch, aber hinter'm Giebel bei den Weiden war kein Durchkommen. Bis an die Schultern sank der große Mann ein. Hier führte sonst der Weg durch eine Senkung hinauf zur Landstraße — diese Mulde war jetzt recht ein Schneelager geworden. Mit Anstrengung nur arbeitete Hannes sich wieder heraus.

Auch dem Nero war's außer'm Spaß — der war wie sein Herr, Anstrengung liebte er nicht, — das Fell sträubend klappte er wütend den leidigen Schnee an und kratzte mit allen vier Pranken. Hannes faßte ihn am Halsband und gedachte sich von dem starken Tier ein wenig ziehen zu lassen, aber der Röter parierte heute gar nicht, wollte nicht vom Fleck, machte zuletzt feige Kehrt und rannte heulend ins Haus zurück. Dahin folgte ihm gar bald sein Herr — nein, da war kein Durchkommen heute! Dazu blendete ihn die unendliche Weiße; gegen die blaue Brille flogen ihm die Flocken — o weh, nun kam schon wieder die verhasste Nacht!

Drei Tage lag die Mühle ganz eingeschneit, der dritte Tag brachte endlich klingenden Frost, das Schneien hörte auf, der erste Schlitten passierte. Aber er fuhr nicht vorbei, merkwürdigerweise hielt er.

Fränz stand im Flur und starrte mit offenem Mund, an ihrer Schürze zupfend. Eigentlich war sie sich so nicht schön genug, aber sie durfte doch nicht fehlen — in den todeinsamen Tagen des lautlos fallenden Schnees hatte sie geträumt, geträumt, wie in den Nächten, in denen sie nicht schlafen konnte vor'm Drängen der unausgemixten Kraft, vor'm Rumoren der nicht ausgearbeiteten Vollsäfte — denn jetzt — wie eine Erleuchtung war es über sie gekommen, in jähem Wechsel wurde sie rot und blaß: der Trab des Pferdchens, das muntere Schellengeläute — jetzt, jetzt kam wohl die goldene Kutsche?! Fast zitternd wartete sie.

Der Ortsvorsteher stieg aus.

„Is den Vadder zu Haus?“ fragte er kurz.

Sie zuckte zusammen, unsanft geweckt: was wollte der, der Kerl mit dem einfältigen Alltagsgesicht?!

„Wo soll hän dann sein?“ antwortete sie schnippisch; gerade, daß sie dem Besucher die Stubenthür wies.

Der Ortsvorsteher trat ein: da saß der Müller am Tisch in seiner gewohnten Stellung, den Kopf zwischen die aufgestellten Arme gestützt.

So saß Hannes nun schon am helllichten Morgen — er hoßte sich, daß sein Alter ihn so ganz im Stich ließ. Aha, da war ja wohl einer aus Maarfelden! So recht erkannte er das

Gesicht nicht mehr, erst als es ihm dicht gegenüber war — der Ortsvorsteher?! Was wollte der hier?!

Dheins Nikla guckte sich unruhig in der Stube um, und dann sagte er:

„Dein' Alten is eweil doch heir, Müllerhannes?“

„Mein' Alten — heir? Ne!“

„Aber hän war doch hier die letzten zwei Täg?“

„Die letzten Täg“ — ne. Vor drei Täg' war hän zuletzt hier, dann net mehr.“

„Dann net mehr?“

Es war etwas merkwürdiges in dem Ton, mit dem der Dhein fragte. Hannes hob plötzlich den Kopf aus den Händen und sah den andren an:

„Ne, Kreizdommerparaplei, wat fragste eweil e so gadi?“

Er war ungeduldig geworden, heftig, und rot über's ganze Gesicht hinab bis zum Stiernaden, der in einer großen Fettafte über den Koftragen schwappte.

„No, no.“ beruhigte der andre, „ich fragen ja nur!“

„Der Alten is kein Wideldis, un ich kann hän net hüten! Gesh' heim nach em kucken, da liegt hän in der Heija.“

„Da liegt hän net.“ sagte der Dhein bestimmt. „Für-orniggesten hat hän sich auf den Weg gemacht, — hierhin — et war schon's Abend — de Mutter hat hän net geh'n lassen woll'n: „bleib“, et is am Schneien!“ Aber hän hat gesagt: Meine Jung' is am warten! Un hat sich aufgemacht. De Mutter hat aufgeseh' bis halb hint'“, dann hat se sich schlafen gelegt. Se dacht: den Vadder bleibt in der Mühl', bei dem Samwetter! Aber eweil is Bahn, mer kann wieder durch, un eweil schickt de Rudder mich, ich soll hän abhole kommen, den Vadder, für wieder heinzufahren, und eweil —“

Er stockte und wischte sich mit der Hand über die harte Stirn, auf die ihm jetzt kalter Schweiß in ein paar Tropfen trat.

„Schrei net e so — schrei net e so.“ stotterte er erschüttert.

Hannes war aufgesprungen, einen einzigen Schrei hatte er ausgestoßen, aber einen durchdringenden, lauten. Mit beiden Händen trommelte er sich jetzt gegen die gedunsene Stirn: „Hannes, Du, Du, wo is hän, wo is hän?“

Fränz kam hereingelaufen. „No, wat is denn als wieder?“

Aber als der Dhein ihr Bescheid that, schwand ihre ärgerliche Gleichgültigkeit. Der Großvater wurde vermißt? Jesus, wenn der alte Mann im Schnee stecken geblieben war! Ach, der arme, alte Großvater! In einem Hui flog's ihr durch den Kopf: wie der ihr immer allen Willen gethan — Fragen hatte er mit ihr geschuitten vor der großen Glasfugel — o weh, o weh, der lag wohl irgendwo im Schnee, vom Wege abgeirrt und erfroren!

Der angeborene Schauer vor dem Tod lief durch ihr junges Blut. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen, und dann konnte sie doch nicht genug von dem Schrecklichen hören. Wirklich, der Großvater war vom Haus weggegangen, durch all' den Schnee, hierhin?! Hier würde er nie mehr antkommen! O je, o je! Sie fand wenigstens Worte des Sammers, und dann fand sie auch Thränen.

Hannes fand keines von beiden. Mit einem Gesicht wie aus Stein stiert er vor sich hin, wieder in seiner altgewohnten Stellung, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf zwischen die Hände gesenkt.

Der Ortsvorsteher, dem selber der blasse Schreden auf dem Gesichte stand, redete auf ihn ein; sie wollten ja suchen, ohne Raß, überall, alle Mann des Dorfes sollten aufgeboten werden, die würden es gern thun, der alte Matthes hatte ihnen immer so leid gethan.

„Leid gethan?!“ Einen verzweifelten Blick warf Hannes auf den jetzt leeren Platz, sich gegenüber, dann, eh' die andren ihn dran hindern konnten, war er aufgesprungen. Beide Hände hehend, schlug er sie ins Fenster, durch das er an jenem Abend nach seinem Alten ausgesehen — Blut rieselte, Blut und klirrende Scherben sprangen hinaus in den weißen Schnee. „Vadder! Vadder!“

XVII.

Der Herr Nolde hatte sich's nicht nehmen lassen, er rüdte selber, trotz allen Zeterns des Engelsche, trotz seines allwinter-

*) Biege.

**) Mitternacht.

lichen bösen Katarths, den er mit Brombeerwein kurierte, trotz seiner steifen Beine und der hohen Jahre, mit aus, den Vermissten zu suchen.

Den fand man nicht.

Als das Suchen nun schon tagelang ging, murrten einige — ja, wenn der Matthes ein Sauffad gewesen wäre, da könnte es wohl vorkommen, daß so einer vom Weg abgeriet, einschleif und verfror, aber wie sollte der Mühlenmatthes wohl in die Wälder am Maar kommen, oder in die Abflußgräben der beiseiten Wiesen, oder gar hinaus ins Gestrüpp und in die Höhlenlöcher der Gänge? Es that wahrhaftig nicht not, herumzuziehen, als wolle man eine Sau ausheben! Und überhaupt, was hatte der alte Fiel draußen zu suchen gehabt, wenn so ein Schnee fiel?

Dem Herrn Nolde half sein Aufseuern nicht viel; er brachte das mit gar zu bittender Stimme vor — die Bauernschädel wollten kommandiert sein. Zuletzt suchten nur er selber noch und der Thein. Da gesellte sich der Müllerhannes zu ihnen. Als ob der etwas sehen könnte mit seinen halbblinden Augen!

Als aber die beiden Letzten auch endlich heimgegangen waren, suchte Hannes noch allein weiter, von seinem Nero geleitet, stolperte planlos durch den Schnee und kam nicht nach Hause, bis die Fränz ihn holte. Dann war er von Schweiß durchnäßt, sank beim Tisch auf den Schemel und rang nach Luft. Er konnte es nicht glauben, daß sein Alter tot sei — nein, er wollte es nicht glauben, er wollte nicht! Der durfte nicht tot sein, der durfte nicht! —

Maria Lichtmeß war vorbei, Petri Stuhlfestler schon in Sicht — Müllerhannes suchte immer noch. Eigensinnig beharrte er dabei, was auch die andern dawider sprachen.

Selbst die alte Frau des Matthes dachte nicht mehr an ein Wiedersehen kienenden mit ihrem alten Ehemann. Mit einem jähen Aud war ihr Lebensbaum herausgerissen worden aus der vielfährigen Zweifamkeit — nun, da sie den Aud einmal überstanden, erleichterte ihr die Stumpfheit des Alters das Einwurzeln in der Einsamkeit.

Die Dorfweiber besuchten fleißig ihr Hänschen, mit denen konnte sie jammern; und inbrünstig zu beten hatte sie auch für die ohne Vuh' und Ren' dahingegangene arme Seel' im Jegeseuer. Sie hatte ihr gewohntes Dach über dem Kopf, ihr gewohntes Bett, ihren Kaffee, ihren Weck — all das half ihr.

Beim Müllerhannes war's anders, und der bekam auch keinen Besuch, oder er hatte einmal welchen bekommen, war der zum zweitenmal nicht wieder erschienen. Es fand sich keiner in die Rolle, beim Tische zu sitzen und sich stumm mit dem Stummen anzustieren.

So am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, fand ihn auch der Herr Nolde. Der hatte lange krank gelegen an seinem Katarth, den er durchs Waten im Schnee verstärkt, nun war er aber wieder auf den Beinen und sein erster Ausgang galt dem Müllerhannes. Von dem wurde viel im Dorf gemunkelt, als würde es niemand wundern, hinge der sich eines Tages auf, oder ließe er das Mühtrad sich über den Leib gehen.

Der Geistliche, seinen mürben Perpel*) unterm Arm — aufgezpannt hätte er den bei Leibe nicht, dazu war er viel zu schad — trat ein in die Mühlenstube. Hier war lange kein Fenster aufgewesen; die zerbrochene Scheibe war mit pergamentnem Papier verklebt. Eine dumpfge Dampfschicht schlug dem aus der frischen Luft Kommenden entgegen.

Es sah hier etwas wüst aus — alles schien in diesem einen Raum zusammengepfercht. Verwundert sah sich der Pfarrer um. Die Fränz, die ihn hereingeführt, fing den Blick auf und zuckte die Achseln:

„Uns Dach is kaput, et drippt durch — zum Frühjahr wird et neu gemacht!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sellerie.

Eine der mit recht am meisten beliebten Gemüsearten ist und bleibt die Sellerieknolle; ich will gleich vorweg bemerken, daß man durchaus nicht nötig hat, sie, wie das in manchen Gegenden Deutschlands vorwiegend der Fall ist, stets nur zu Salatgeworden zu verwenden. Der Wert des Selleries für Küche und Tisch ist schon deswegen so hoch zu stellen, weil man ihn einen sehr beträchtlichen Teil des Jahres zur Verfügung hat. Sobald der Herbst beginnt, sind die oft wie ein Kindsopf großen, fleischigen Knollen überall in den Gemüsehändlungen oder auf dem Markt und in den Gassen erhältlich.

*) Regensturm.

lich. Von außen gesehen struppig in ihrem Wurzelgewirr, mit Narben überhäut und meist sammtig durch die ihnen noch anhaftende Moorerde, bieten sie, von dieser unscheinbaren Hülle befreit, ein gar köstliches, aromatisch duftendes und oft mit dem Blütenknospee an Zartheit wetteiferndes Fleisch. Dabei ist Sellerie so wohlfeil, daß ihn sich selbst der ärmste Haushalt reichlich und wiederholt zu leisten imstande ist. Ueberdies wohnt diesem Gemüse eine ganz bestimmte hygienische Kraft inne: alles Grünbe, die uns veranlassen müssen, dem Sellerie besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und seiner Bewertung zu gastronomischen Zwecken so entschieden wie möglich das Wort zu reden.

Man unterscheidet, je nachdem man den Hauptwert auf das Erzielen von Wurzeln oder Stengeln legt, Knollens- und Bleichsellerie. Der erstere wird vorzugsweise auf germanischem Boden angebaut, in sein Lob stimmen, was bekanntlich nicht immer der Fall, alle deutschen Stämme mit größter Einhelligkeit ein. Der Bleichsellerie, an dem die langen, fleischigen Blattteile nach Ansicht der Weisen der Küche die Hauptsache bilden, wird dagegen in den romanischen Staaten, daneben aber auch in England und Holland bevorzugt. Selbstverständlich muß auch die Kultur bei den verschiedenen Arten ihnen entsprechend gestaltet sein. Wenn die kleinen Pflänzchen im Frühjahr die zum Versehen nötige Größe erreicht haben, bringt man sie, durch ziemlich beträchtliche Abstände von einander getrennt, in Rillen, die zuerst offen bleiben, und dann allmählich mit geloderte Erde angefüllt werden. Zum Gedeihen brauchen die Gemüsepflanzen reichliche Bewässerung; jedesweils Unkraut ringsum muß sorgsam forgeräumt werden. Das charakteristische Bleichen wird erst im Herbst vorgenommen: sobald also die Blätter hinreichend lang geworden sind. Dies geschieht derart, daß man sie durch Strohhänder, die jedoch nur lose herumgeschlungen werden dürfen, gewissermaßen zu kleinen Büschen aneinander gesellt und dann die Erde in der Umgebung allmählich so hoch anhäuft, daß nur die Spitzen der Blätter unbedeckt und sichtbar bleiben. Nach einigen Wochen sind die Stengel vollständig gebleicht, demnach für die Verwertung zu Küchszwecken reif. Doch soll man die Stauden möglichst in ihrer schützenden Hülle belassen, ja, sie sogar gegen etwaigen Frost durch sorgsam Bedecken mit reichlicher Strohschicht schützen.

Neuerdings hat sich der Bleichsellerie auch in stets wachsendem Grade die Günst des deutschen Haushalts zu erwerben gesucht. Man baut ihn fleißig an, und er findet regen Absatz. Die einfachste Art und Weise, ihn zu genießen, besteht darin, daß man von den gebleichten Stengeln die äußere Schale abzieht und sie dann roh zum Nachtisch verzehrt. Eine Prise Salz genügt als Würze — etwa wie dies bei den verschiedenen Rettigarten beliebt ist. Ebenso kann man aus den ihrer Schale befreiten Stengeln mit Zubehilfenahme von Essig und Del einen sehr schmackhaften Salat herstellen. In England ist man die zarten, weichen Stengel besonders gern zum Käse. Uebrigens ziehen Feinschmecker Zwergpflanzen, die also verhältnismäßig kleinere Triebe liefern werden, den größeren Arten mit stark entwidelter Veräftung vor: in jedem Falle ist über die Kultur des Bleichselleries bei uns noch lange nicht das letzte Wort gesprochen worden. Neuerdings sucht man das Bleichen durch Umgeben der Pflanzen mit Bretterhäufen oder Ueberstülpen von großen Blumentöpfen zu erzielen.

Was den Knollenssellerie betrifft, so sind Hauptbedingungen für sein gutes Gedeihen, daß er gleichfalls reichlich gedüngt, ganz besonders aber früh gepflanzt wird. Sein Wert liegt selbstverständlich in der großen, fleischigen Knolle; je zarter und weniger diese von holzigem Geäder durchzogen ist, um so besser läßt sie sich in der Küche verwerten. Man hat nun mannigfache Methoden herausgefunden, durch die die Knollen eine besondere Größe erreichen sollten. Ein sehr gutes Mittel besteht darin, daß man die Spitze der Wurzel und einen Teil der Blätter abschneidet — die sogenannten Herzblätter müssen jedoch unter allen Umständen unberührt bleiben. Die so hergerichteten Pflanzen bringt man nun an eine schattige Stelle, wo sie etwa bis an das Herz in die Erde gesteckt werden. Sobald sie hier ungefähr einen Monat verblieben sind, pflanzt man sie, aber ohne nochmaliges Zupfen, in einen Boden, der nicht nur sehr fett, sondern auch überaus sorgsam bearbeitet ist. In tief dürfen sie wiederum nicht in die Erde kommen, etwa so, daß das Herz nicht von ihr berührt wird. Nun folgt unausgesetzt die größte Pflege von seiten des Züchters. Herrscht trockenes Wetter, muß fleißig begossen werden; doch darf man die Pflanzen nicht überbrausen, die Erde soll vielmehr rings um die Wurzel herum mit Feuchtigkeit gesättigt sein. Später bedient man sich zum Begießen der Jauche oder des flüssigen Düngers; zugleich ist jedes Unkraut im Umkreise zu beseitigen, damit durch dieses dem Boden keine Kraft entzogen werde.

Zur Veredlung der Knolle trägt nicht unwesentlich bei, wenn man im Hochsommer die äußeren Blätter glatt an ihr wegnimmt; Luft und Sonne vermögen dann besser einzuwirken. Zu empfehlen ist ferner, daß man die Erde ungefähr bis zur Hälfte der Knolle ringsum fortträumt, die Wurzel an den Seiten abschneidet, mit einem großen Lappen mehrmals herumfährt und zum Schluß die fortgeschaffte Erde wieder aufhäuft. Zu Beginn des Herbstes ist dann die erwünschte Größe eingetreten, die Frucht langer, emsiger Sorgfalt erzielt. Uebrigens weichen die Ansichten der verschiedenen Züchter von einander ab. So wollen einige von dem steten Beschärfeln, wie es hier und dort beliebt ist, ganz und gar nichts wissen.

Mit den Sellerieköpfen weiß die Hausfrau manderlei anzufangen. Zusammen mit Möhre, Porree und Petersilienwurzeln

bilden sie eine wohlgeschmeckende Würze, wenn es sich darum handelt, eine möglichst kräftige Bouillon zu erzielen. Uebrigens bedarf man dazu nicht einmal des Fleisches: man kocht das eben erwähnte Wurzelwerk, nachdem es hinreichend zerkleinert worden, kurzweg in entsprechend gefaltem Wasser weich, fügt die nötige Menge des hier besonders verwendbaren Liebigs Fleisch-Extrakt hinzu, läßt das Ganze nochmals durchkochen und erhält dann eine Bouillon, deren Wert in der rauhen Jahreszeit nicht genug geschätzt werden kann. Es fällt mir nicht schwer, dabei auf das eine oder andere Gemüse zu verzichten, allein Sellerie darf unter keinen Umständen fehlen. Bin ich in Verlegenheit wegen eines Salates, so säubere ich schnell Sellerieknollen, koche sie in Salzwasser weich und lasse sie erkalten. Nun schneide ich Scheiben daraus, die, mit Essig und Öl hinreichend befeuchtet und durch eine fein gehackte Schalotte gewürzt, bekanntlich ein ganz köstliches Gericht geben. Zur Abwechslung empfiehlt sich, zwischen die Selleriescheiben zart gehobeltet Rottkohl zu mischen; dadurch erfährt der Geschmack ein pikante Nuance, und das Auge weidet sich an dem schmunzigen Aussehen solcher Schüssel. Neuerdings bindet man die Selleriestücke auch durch eine Mayonnaise Sauce; wenn diese richtig ist und gute Zutaten dazu verwendet sind, läßt sich dagegen kaum etwas einwenden. Ebenso kann holländische Sauce auf gleiche Weise als Tunte oder Bindemittel in Betracht kommen.

Sellerie als Gemüse verdient jedoch nicht minder Beachtung als die bisher aufgezahlten Rezepte für Salaterzeugung. Ich dampfe die geschälten und in Scheiben geteilten Sellerielöpfe in einer Bouillon weich, erziele mit einer Mehlschwitze, aus Butter gewonnen, oder noch besser mit geriebener Semmel, die in jener kochig geröstet worden, eine Tunte, würze das Ganze mit ein wenig Muskatnuz und verschaffe mir auf diese Weise ebenso bequem wie billig ein durchaus wohlgeschmeckendes Gemüsegericht.

Uebersaus gehalten ist das Wasser, worin die Knolle gekocht wurde. Auf dem Lande weiß man, daß es, anhaltend gestunken, ein sicher wirkendes Mittel gegen Rheumatismus und Gicht bildet; ebenso wird dadurch Nervenschwäche vermindert. Zum Waschen des Kopfes benützt, befreit es diesen von den lästigen Schuppen und stärkt den Haarboden. Aber selbst wenn man sich der Heilkraft des Selleriewassers gegenüber ungläubig verhält, sollte man es darum doch nicht nutzlos verkommen lassen und schlechtweg fortgießen. Durch ein feines Haarsieb getrieben und nochmals auf den Herd gebracht, läßt man Graupen oder Reis darin weichkochen und bindet nun den Kopf durch eine Mehlschwitze oder zieht ihn mit Eidotter ab, so gewinnt man eine Suppe, wie sie schwächerer und kräftiger — zugleich bequemer und billiger — kochen hergestellt werden dürfte.

Der Sellerie ist als Kulturpflanze übrigens uralte. Schon im 4. Jahrhundert vor Christi wird seiner von hellenistischen Schriftstellern gedacht, und ebenso kannte man ihn sehr gut im Rom der Cäsaren. Jedoch wurde er allein deswegen geschätzt, weil man aus den ihm innewohnenden hygienischen Eigenschaften Nutzen zog: man aß die Knolle gewissermaßen, um sich zu beleben; dann erhoffte man, nicht anders wie zum Teil heute, dadurch Genesung von einer etwaigen Erkrankung der Nieren. In der Küche wußte man dagegen ganz und gar nichts mit ihm anzufangen. Selbst das Mittelalter verharret andauernd in gleicher Unkenntnis. Erst im 17. Jahrhundert taucht die aromatisch duftende, fleischige Wurzel, von Italien kommend, in Frankreich auf, gelangt nach Deutschland und den Niederlanden und schließlich nach London. Ihren hohen Wert hat man zuerst in Frankreich entdeckt; aber kultiviert wird der Sellerie heute wohl vorwiegend auf deutschem Boden, wenigstens, wie ich bereits oben sagte, als Wurzelgemüse, während die Bewohner anderer Länder recht und schlecht eigentlich nur „Krautesser“ geblieben sind. — Hildegard Orth.

Kleines feuilleton.

ac. Eben Hedin über seine neueste Reise. In der Asanla (Zaubenstraße) sprach am Montagabend Eben Hedin über seine letzte Entdeckungsreise nach dem Hochplateau in Centralasien, die ihn während der Jahre 1899—1902 von Kaschgar durch das Tarimbecken und die Wüste Takla Makan, die Lobnawüste und die Wüste Gobi auf größtenteils unbetretenen Pfaden führte und nach einem abenteuerlichen Vorstoß in der Richtung auf Thaja, die geheimnisvolle Hauptstadt des für Europäer verbotenen Landes Tibet, wieder in Kaschgar endigte. Die Ausführungen des berühmten Schweden, der das Deutsche geläufig, wenn auch mit starkem ausländischen Accent sprach, waren mit trockenem Humor gewürzt und wirkten in ihrer von jeder Ruhmbegierde freien Anspruchslosigkeit um so vorteilhafter, als gleichzeitig eine Menge vortrefflicher Lichtbilder nach Photographien des Forschers die Entdeckungen und Gefahren der Expedition eindrucksvoll vor Augen führten.

Von Kaschgar ging die Fahrt auf einer jener primitiven Fahren, wie sie dort landesüblich sind, 2000 Kilometer weit den mächtigen Tarimfluß hinunter: zwei auseinander gestellte Räder waren der Schreitisch, an dem Eben Hedin diese ganze Strecke kartographisch aufgenommen hat. Bald gelangte die Expedition auf ihrem flüßigen Pfade in unbewohnte Gegenden: zu beiden Ufern boten dicke Nadelwälder dem Auge einen reizvollen Anblick dar. Nach der Vereinigung mit zwei großen Nebenflüssen führt der Strom in offene Landschaft. Der Tarim ist jetzt mit zahlreichen großen Schlamm- und Sandbänken durchsetzt und weist eine Masse von Krümmungen auf, so daß nur langsam weiterzukommen ist. Eines Tages mußten, um 180

Meter ostwärts vorzuschieben, 1440 Meter auf dem Fluß zurückgelegt werden; nur ein Reumel fehlte zum vollkommenen Kreis. Am 12. Oktober 1899 trat es zum ersten Mal, und Ende Oktober begann der Fluß an ruhigen Stellen dünnes Eis zu zeigen. Anfang November wird es empfindlich kalt. Die Jahre, die nachts an Land gezogen wird, friert allemal in dünnem Eis ein. Mitte des Monats muß sie jeden Morgen losgehauen werden. Eile wird nötig, wenn die auf dem Landweg entfaltete Expeditionskarawane am Treffpunkt erreicht werden soll; daher wird die Fahrt jetzt immer bis 3 Uhr nachts fortgesetzt. Auf den Ufern erstrecken sich unabsehbar die Sanddünen der Wüste Takla Makan. Jede Spur vom Leben verschwindet, bis die Expedition auf die ersten Eingeborenen der Lobnawüste stößt, die durch Eben Hedins Photographien nicht gerade als Typen menschlicher Schönheit erwiesen werden. Die Wälder werden dünner. Das Eis wird immer härter. Es war die höchste Zeit, daß das Zusammentreffen mit der Karawane erfolgte.

Die Reise geht nun auf dem Landweg quer durch die Wüste, eine sehr gefährliche Sache wegen der Trockenheit. Jetzt aber ist es Winter. Vier Kamele tragen Eis, zwei Holzstücke, nur ein Proviant und Pelze. Eben Hedin hatte kein Geld bei sich, sondern schlief immer im Freien — bei 33 Grad unter Null. Dabei ununterbrochener Sturm, der den Sand aufwirbelte, so daß beständige Dämmerung herrschte. Daher konnte Eben Hedin nur zwei Photographien von der traurig öden und einsamen Landschaft aufnehmen, die zwanzig Tagemärsche lang nur aus einem Meer von Sanddünen bestand. Hier hat der Forscher bei einer früheren Reise seine ganze Karawane eingebüßt: alle Kamele und zwei Mann blieben tot. Diesmal ging alles gut. Erwünscht kamen Schneefälle zu Anfang Januar 1900, die frisches Wasser ergaben. Nachts war Eben Hedin immer über-schneit, so daß er von den Dienern anscheinend werden mußte. Wenn er so am Lagerfeuer saß, hatte er von vorne 30 Grad Hitze, im Rücken 30 Grad Kälte. Von dieser Durchquerung der Wüste Takla Makan nach seinem Hauptquartier in Jankitöl zurückgekehrt, machte er sich alsbald mit einer neuen Karawane zur Untersuchung der Lobnawüste auf. Dem Lauf des Kumdaria folgend, stieß er auf die Ruinen einer alten Stadt. In dieser Wüste ergab die Jagd auf wilde Kamele von zweifelhafte baltianischen Typus, die hier zahlreich in wunderbaren Exemplaren vorkommen, gute Nahrung. Die Rückkehr nach Jankitöl geschah auf Einbäumen, die aus einem Pappelfstamm geschnitten sind.

Während der fünfundzwanzigtägigen Fahrt wurden abends Milliarden von Mücken und Moskitos eine abscheuliche Plage. Nach der Ueberwinterung in Jankitöl ging die nächste Expedition auf dem Tarim ostwärts. Der Strom fließt hier am Fuß der Sanddünen dahin, die bis zu 89,5 Meter hoch sind. Zu beiden Seiten dehnen sich vielfach große, schilfbewachsene Lagunen aus. Dem Karawanen oder schwarzen Sturm mit knapper Not entkommen, gelangt die Expedition nach dem Fischerdorf Tschegilini, wo sich der Fluß in Sümpfen verliert. Die nächste Reise ging ins billige Tibet, wo die Karawane, 6 Mann, 7 Kamele, 12 Pferde, 1 Mantel und 10 Schafe stark, 1800 Kilometer zurücklegt. Der Weg südwärts führt quer über die von Hochfluren durchschnittenen parallelen Gebirgsketten. Ein Paß war zu überqueren, der 300 Meter höher war als der Montblanc. Am 21. August 1900 lagerte die Expedition am nördlichen Ufer eines sehr ausgedehnten Salzsees, den Eben Hedin mit einem Ruderer auf einem Einbaum freizog, während die Karawane das Geländewasser umging. Auf dem Rückweg nach dem Hauptquartier in Tschegilini ward ein wilder Haß erlegt. Zahlreich kommen hier in Herden von 10—12 Stück Skulanen (Wilde) vor. Den 20. Oktober 1900 fand die Aulung in Tschegilini statt, von wo dann wiederholt neue Expeditionen angestrebt wurden.

Der erste Tag dieses Jahrhunderts fand den Forscher am Ufer eines kleinen Sees, wo er mit den ersten Mongolen von Tsaiden zusammentraf. Er machte eine Rundreise um ein mächtiges Gletschermassiv. Das Gebirge war sehr pittoresk und voll von dunklen Schluchten; die Kälte betrug bis zu 32 Grad und ward durch heftigen Wind besonders empfindlich. Am 27. Januar ging es nordwärts, um die Wüste Gobi von Süden her zu durchqueren. Nach zehn Tagen ward eine Quelle erreicht, wo der Eisvorrat erneuert ward. Schließlich kam die Karawane aber durch Wassermangel in eine sehr kritische Lage, bis Spuren von wilden Kamelen zu einer Quelle hinführten. Von da ging es nach Süden zu der Stelle, wo im Vorjahre die Ruinen gefunden worden waren. Am Fuße eines verfallenen Turmes aus gebrannten Ziegeln lagerte Eben Hedin. Von dem 18 Meter hohen Gemäuer eröffnete sich eine wunderbare Aussicht über die unendliche, trostlose Wüste. 19 gut erhaltene, wenn auch trümmerhafte Häuser wurden entdeckt. In einem Hause wurden chinesische Manuskripte gefunden, die meisten auf Papier, einige auf Holz, die aus den Jahren 261—70 n. Chr. stammen und Lokalangelegenheiten behandeln. Außerdem kamen gut gelungene Holzschnitten, vor allem Buddhabilder, zum Vorschein, weitere chinesische Münzen, Lampen usw. Karrenräder bezogenen, daß man vor sechshundert Jahren zu Wagen durch die damals fruchtbare Gegend reiste, die jetzt vollkommen sterile Wüste ist und nur mit Lebensgefahr durchquert werden kann. Durch sorgfältige Erforschung des ganzen höchst interessanten Gebiets hat Eben Hedin endgültig festgestellt, daß der Lobnaw ein ambulanter See ist, daß er bald im südlichen, bald im nördlichen Teil der Wüste liegt.

Die folgende Expedition Eben Hedins galt der Stadt des Takla Lama: Thaja. Ein mongolischer Priester begleitete die Karawane, um als Dolmetsch zu dienen. Der Marsch war mit

großen Mühsalen verbunden. So war z. B. ein Gebiet zu passieren, das aus einem Labyrinth von kleinen, unglaublich weichen Hügeln bestand, worin die Tiere bis an die Knie einsanken: an einem Tage gingen 13 Esel verloren, die im Boden versanken. Nach einem Monat kam man in eine wilde Gegend, wo Wildschafe und Orongos-Antilopen geschossen wurden. Bei Lager 38 stieß die Expedition auf drei tibetische Jäger, die südwärts eilten, um den nächsten Häuptlingen das Naben der Expedition zu melden. Von Lager 44 ging Ewen Hedin, während alles übrige zurückblieb, mit einem Kofaten und dem mongolischen Lama gegen Lhasa vor: als Pilger verkleidet verließen sie am 27. Juli 1901 das Hauptquartier; Ewen Hedin ließ sich den Kopf und die Oberlippe kahl abrasieren, setzte die mongolische Brille auf und ließ sich braun färben, so daß er ziemlich echt aussah. In der zweiten Nacht wurden ihnen von besessenen Tibetanern zwei ihrer besten Pferde gestohlen. Von da ab ward nachts Wache gehalten, kein Vergnügen bei unablässig strömendem Regen. Am fünften Tage ward ein schwarzes Zelt tibetanischer Nomaden erreicht, dessen Eigentümer die drei Reisenden gastfreundlich aufnahm. Am neunten Tage wurden sie von einigen Tibetanern für gefangen erklärt und mußten Haft machen. Nachts ward das Lager Ewen Hedins von 37 Wachfeuerern der tibetanischen Posten rings umgeben. Dann erschienen einige Lamas mit der Mitteilung, daß sie Eilboten zum nächsten Statthalter gesandt hätten, der nun selber kommen werde. Nach etlichen Tagen erschien denn auch der Gouverneur Kambabombo mit 66 Soldaten und erklärte kategorisch, wenn die Reisenden einen Schritt weiter machten in derselben Richtung, so solle ihnen das den Kopf kosten. Sie mußten also Kambabombo mit Proviant und Pferden beschenken und von tibetischem Militär eskortiert, zur Karawane zurückkehren.

Der kühne Schwede versuchte es aber von neuem, diesmal mit der ganzen Karawane. Nach ein paar Tagen war er wieder von Militär umgeben, zog aber weiter gen Lhasa. Am Ufer eines Sees trafen sie auf zwei Eilboten aus der Hauptstadt, die 500 Mann Kavallerie bei sich hatten. Die beiden waren Mitglieder des heiligen Synod von Lhasa. Die Lieblingsgäste des einen war die Handbewegung, wodurch das Kopfabstreifen markiert zu werden pflegt. Von der ganzen Horde bewacht, geht es also westwärts der indischen Grenze zu. Je mehr man sich ihr nähert, um so kleiner wird das bewaffnete Gefolge. Die Karawane ging allmählich zu Grunde. Mitte November 1901 war nur noch ein Drittel übrig. Sie hatten aber zahme Daks, die der Dalai Lama zur Verfügung gestellt hatte. Es ward sehr kalt: 19. Dezember 27 Grad unter Null. So gelangt Ewen Hedin nach der indischen Stadt Leh mit den alten Königsburgen, macht einen Abstecher über den Himalaya nach Indien, wo er drei Monate bleibt, und langt über das Karakorumgebirge, das er auf einem Paß von 19 200 Fuß Höhe überschreitet, an dem ursprünglichen Ausgangspunkt, Kailash, wieder an.

Drei Jahre und zwei Tage hat die ganze Reise gedauert. Sie hat den Ruf des weltbekannten Schweden als eines der kühnsten und erfolgreichsten Forschungsreisenden aller Zeiten neu gefestigt und die Wissenschaft um unschätzbare Material bereichert.

— Was der Stadt Köln ein Theaterbillet kostet. Diese Frage, schreibt man der „Frankfurter Zeitung“, hat ein Mathematiker in einem Kölner Lokalblatt zu beantworten gesucht. Die Erwerbung des Alten und des Neuen Stadttheaters nebst Ausstattung beläuft sich auf rund 6 Millionen Mark. Die Verzinsung und Amortisation dieser Summe zu 5 Proz., die Instandhaltung, Versicherung, Neuanschaffung usw. zu 2½ Proz. gerechnet, belaufen die Theater die Stadt für die nächsten 30 Jahre mit jährlich 450 000 M. Als Einnahmen gehen ab 40 000 Mark Pacht für die Theater, 25 000 M. für die beiden Restaurants, 5000 M. für Nebeneinnahmen, zusammen 70 000 M., so daß der jährliche Zuschuß 380 000 M. beträgt. Nun zählt das alte Theater 1677, das neue 1806 Plätze, das macht für jeden Platz 109 M. Zuschuß. Finden im Jahre 250 Vorstellungen statt, bei denen durchschnittlich die Hälfte der Plätze besetzt ist, was bei der bekannten Misere im alten Theater gut gerechnet ist, so bezahlt die Stadt jedem Besucher allabendlich 90 Pf. auf seinen Platz drauf. Verteilt man aber diesen Zuschuß nach Maßgabe der Platzpreise, so kommen auf die teuren Plätze wie Parkett, Balken täglich je 2,50 M. städtischer Zuschuß!

Litterarisches.

— n. Jüdischer Almanach 5663. Berlin. Jüdischer Verlag. Zionistische Litteraten haben in diesem Buche einen ersten Versuch gemacht, östliches und westliches Judentum in einem Abbild ihres künstlerischen Schaffens einem unbefangenen Leserkreise vorzuführen. Man darf diesen Versuch als gelungen bezeichnen. Der Almanach giebt vom Westen das Beste. Namentlich ist auf die Auswahl der Illustrationen — E. M. Lilien hat den künstlerischen Teil des Almanachs redigiert — hinzuweisen. Josef Israels, Max Liebermann, Lesser Ury und L. Baerwald sind mit Zeichnungen, Landschaften und Szenen aus dem jüdischen Volksleben vertreten. Im textlichen Teil, der das Zionistische vielleicht etwas zu scharf betont, finden wir als Mitarbeiter den bekannten Wiener Zionisten Dr. Theodor Herzl, die Dichter Anton Lindner, Georg Hirschfeld und Hugo Salus und den Allzeitweltmann Dr. Alfred Rapp, der eine Studie aus dem Gebiete der altjüdischen Verfassung beigezeichnet hat („Der große Sanhedrin“). Die Redaktion des litterarischen Teiles lag in Händen Berthold Feiwels.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

Aus dem Tierleben.

— Die Blaafüchse der Bribhlow-Inseln. Seit dem Winter 1897/98 hatte man auf der Insel St. George versucht, die Ausbeute an den teuer bezahlten Blaafüchsfellen dadurch zu steigern, daß man alle gefangenen weiblichen Tiere freiließ und nur die Männchen verminderte. Man hoffte, das in Monogamie lebende Tier dadurch zur Polygamie zu verführen. Ein neuer Bericht von 1901 zeigt, daß man bis dahin noch keinen merkwürdigen Erfolg gehabt hat, denn in diesem Jahre wurden noch 614 Männchen neben 690 Weibchen gefangen, so daß die Zahl der letzteren die der ersteren nur um 76 Köpfe übertraf. Da die freigelassenen Tiere jedesmal vorher gezeichnet werden, kam ein Irrtum in der Zählung kaum unterlaufen. Der Blaafüchse wirkt bis zu 13 Jungen; rechnet man auch nur, daß jedesmal zwei davon am Leben bleiben würden, so dürfte man in der Fangzeit 1900/01 auf 2000 Weibchen rechnen. Mit demselben Mißerfolg ist dieses Experiment auch auf den Semidi-Inseln und auf St. Paul gemacht worden. Obwohl man die Blaafüchse auf letzterer Insel noch reichlich fütterte, mußte man eine Abnahme der Zahl und eine Verschlechterung der Felle konstatieren. Walter J. Lembke und J. A. Lucas, die diesen Mißerfolg in der Zeitschrift „Science“ darlegen, wissen keine ausreichende Erklärung dafür. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Ein nobler Chef. Chef: „Heute können die Herren einmal um sechs Uhr fortgehen, weil mein Namenstag ist.“

Buchhalter: „Wird schwer gehen, Herr Kommerzienrat, es ist nämlich schon acht Uhr.“

— Ihre Ansicht. Bauer: „Da guck 'nauf, Alte, a Lustballon! Und Leut' sitzen aa drin.“

Bäuerin: „Heiliger Tritus, müß'n die leicht sei.“

— Galgenhumor. „Aber, Mensch, Deine Stiefel kaffen ja vorne weit auf!“

„Ja, meine Hühneraugen haben einen so durchs Bohrrenden Bld.“

(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Die Freie Volksbühne bringt für die 8. Serie ihrer Vorstellungen im Metropol-Theater die in Berlin noch nicht aufgeführte Komödie „Gelden“ von Bernhard Shaw vom 8. März ab zur Aufführung.

— Otto Ernst's Schauspiel „Gerechtigkeit“ wird am 20. Februar erstmalig im Schauspielhaus gegeben werden.

— „Kleinigkeiten“, fünf Einakter von Ferdinand v. Hornstein, fanden bei der ersten Aufführung im Münchener Residenz-Theater eine geteilte Aufnahme.

— Charpentiers Oper „Louise“ geht am 4. März erstmalig im Opernhaus in Szene.

— Das neunte Philharmonische Konzert (Dirigent Arthur Nikisch) findet am 23. Februar in der Philharmonie statt; Solist des Abends ist Raoul Pugno.

— Bei Cassirer findet eine Ausstellung alt-japanischer Kunstwerke (aus Berliner Privatbesitz) statt. Dr. Oskar Münsterberg wird zum Verständnis japanischer Kunstwerke am 12. und 19. Februar (abends 8½ Uhr) in den Ausstellungsräumen zwei Vorträge halten. Der Eintrittspreis zu den Vorträgen beträgt je 1 M., für beide zusammen 1,50 M.

— Die Abendausstellung im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums ist vor einigen Tagen geschlossen worden. Der Versuch war ein Mißerfolg. Die Ausstellung brachte es in den letzten Wochen selten auf ein Duzend Besucher.

— Fälschungen Böcklinscher Bilder. Die Redaktion der „Kunst für Alle“ (München) erläßt folgende Erklärung: „Durch die Zeitungen sind in letzter Zeit Nachrichten gegangen, daß mit Fälschungen Böcklinscher Bilder ein großer Handel getrieben werde. Es hat das aus unfremder Leserkreise Anfragen zur Folge gehabt, wie es sich mit dieser Behauptung verhalte. Wir stellen deshalb auf Grund eingehender Sachkenntnis folgendes fest: Von einem Handel mit Fälschungen Böcklins ist uns nichts bekannt. Wichtig ist nur, daß im letzten Lebensjahre Arnold Böcklin der Sohn Carlo auf seinen Wunsch bei einigen Wiederholungen berühmter Sujets mitgearbeitet hat. Es handelte sich dabei nur um folgende Bilder: „Schweigen im Walde“, „Toteninsel“, „Spiel der Wellen“, „Heiliger Hain“. Die Wiederholungen hat Arnold Böcklin als die seinigen anerkannt dadurch, daß er sie, bis auf das „Spiel der Wellen“, welches er in unfertigem Zustande hinterließ, eigenhändig signierte. Wie sind neue Motive unter Zuhilfenahme fremder Mitarbeit entstanden und unter Arnold Böcklins Namen hinausgegeben. Die Gewissenhaftigkeit der Familie Böcklin ist in diesem Falle selbst so weit gegangen, daß Carlo Böcklin nach dem Tode des Meisters überhaupt keinen Pinselstrich mehr an den Wiederholungen gethan hat. Beweis dafür ist die Thatsache, daß die Kopie vom „Spiel der Wellen“, an der mir wenig fehlte, unfertig an den Besteller abgeliefert wurde.“

t. Neue Kohlenlager sind vor kurzem in Mexiko entdeckt worden. Bohrungen im Bezirk von Mazas haben das Vorkommen von Kohle bei El Gallo erwiesen, deren Qualität ausgezeichnet sein soll.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.